

Zuvor

Ich habe auf Einladung der Sylt Foundation Anfang 2018 in Johannesburg gewohnt und eine Tanzwerkstatt an der Tanzakademie Moving into Dance Mophatong gegeben. An dieser Akademie werden professionelle Tänzer ausgebildet, die nach der Apartheid eine eigene Tanzsprache suchen, welche mit ihrer Herkunft und Tradition, aber vor allem doch mit der Zukunft in einem Land wie Südafrika zu tun hat.

Thema - von der Sylt Foundation angeregt - war „Transformation und Identität, Trauma und Versöhnung“. Diese Begriffe habe ich in meiner Arbeit mit den Tänzern nicht ausdrücklich, aber doch benutzt. Anhand von Improvisationsaufgaben, biografischem Erzählen und Kontaktimprovisation haben sie neugierig, sehr neugierig ein Neuland betreten. Ich war froh, mit meiner Tanzausbildung und Theatererfahrung ihnen dabei helfen zu können, und erleichtert, mich innerhalb des eher literarisch angelegten Projekts in den Begegnungen mit Menschen auf etwas Gemeinsames beziehen zu können. Südafrika ist ein schwieriges Land. Jedes Gespräch, jeder Alltag kann heikel sein. Die gemeinsame Sprache des Tanzes machte die Begegnung leichter. Am Ende der Werkstatt sind die Studenten zu ihrem Akademiedirektor Mark Hawking gegangen und haben gefragt, ob ich nicht als Dozentin bleiben kann. Das hat mich gefreut. Vielleicht gehe ich tatsächlich noch einmal hin.

Und hier nun, was ich aus jenen Wochen in Johannesburg zu berichten habe, zu denen mich die Sylt Foundation im Rahmen ihres Projekts „Transformation und Identität, Trauma und Versöhnung“ eingeladen hat, ein Projekt, das vom Deutschen Literaturfonds in Darmstadt finanziert wurde. In meinem Bericht kommen die Tanzwerkstatt und diese wahnsinnige Stadt Johannesburg ineinander montiert vor, zwei Dinge, die sich nicht voneinander trennen lassen. Bei der Sylt Foundation, dem Deutschen Literaturfonds und meinem „Fremdenführer“ Tumi Mokgope bedanke ich mich ausdrücklich dafür, dass ich auf diese gute Weise in Südafrika sein und einmal mehr erfahren durfte, was Max Frisch so genau formuliert hat: Auf Reisen gleichen wir einem Film, der belichtet wird. Entwickeln wird ihn die Erinnerung

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Den Hund habe ich Tanz genannt

VERWANDTE

Ja, Südafrika, sage ich Monate bevor ich dort hin fahre, bei einer Einladung zum Abendessen. Safari etwa, fragt ein Fremder am Ende des Tisches, der Wein nachschenkt.

Nein, ich hab 's nicht so mit Tieren.

Ein Kessel Buntes sitzt an diesem Abend Ende Oktober um den Kartoffelaufwurf einer Freundin herum. Ein Flüchtling aus Afghanistan, Vater von zwei Kindern, der für drei Monate im Kinderzimmer der Freundin wohnte, während ihr Sohn im Auslandsschuljahr war. Neben ihm, ein Ingenieur aus Avignon und daneben ein Dichter aus Mazedonien, der sehr groß und sehr schüchtern ist. Afghanistan, Avignon und Mazedonien leben jetzt seit ein paar Monaten zusammen in einem besetzten Haus, erzählen sie der Schweizerin, die ihnen gegenüber sitzt. Während sie ihnen zuhört, zupft sie an dem dünnen Ende eines grauen Zopfs. Der Mann neben ihr, der immer Wein nachschenkt, träumt vor sich hin. Er hört schlecht, merke ich zu spät, ist aber ein freundlicher, milder Genosse und füllt die Gläser nach, um wenigstens Blickkontakte herzustellen. Im besetzten Haus haben sie eine Volkstanzgruppe gegründet, sagt der Ingenieur aus Avignon. Ich werde euch besuchen kommen, sage ich, ich will wenigstens Schritte lernen aus Ländern, in die ich vielleicht nie gehen werde.

Kurz vor Mitternacht klingelt es. Späte schöne Gäste stoßen zu uns. Unsere Kinder sind Klassenkameraden, sagt die Freundin, als ein türkische Paar sich mit an den Tisch setzt. Der Mann ist Anwalt, sie Alevitin.

Als ich später auf mein Rad steige, habe ich einen Zettel in der Tasche mit der Anschrift des besetzten Hauses, wo sie Dienstag wieder Bourrée und Chaconne üben wollen, vielleicht auch den bulgarischen Horo-Reigen oder Attan, um gemeinsam ein paar Tanzschritte Richtung Afghanistan zu tun. Auf meinem Rad segle ich durch die Nacht. Es ist so warm in Berlin, so warm wie es im kommenden Februar in Südafrika sein wird, wenn hier der letzte graue

Schnee in den Straßen liegt. Tanz, denke ich plötzlich, ist vielleicht die Sprache, die ich nicht nur nächsten Dienstag hier im besetzten Haus, sondern auch dort in Johannesburg sprechen sollte. Denn bei allen Essstörungen, Gesundheits - und Altersproblemen, bei allen Karriere-Katastrophen, latenter Melancholie und vielleicht auch Unbedarftheiten sind Tänzer überall auf der Welt einander ähnlich. Zu tanzen und getanzt zu haben schafft eine Haltung gegenüber dem Leben, eine innere und eine äußere, die keine andere Berufssparte mit den Tänzern teilt. Denn wer lethargisch oder faul oder nur durchschnittlich bequem ist, kommt gar nicht darauf, dieses Leben zwischen schmerzhaften Zurichtungen und Anfällen von Glück zu wählen.

Ich habe auch einmal getanzt. Ich kann mich in dieser Sprache verständigen. Als ich zuhause ankomme, schicke ich eine SMS über dreizehntausend Kilometer hinweg nach Johannesburg an meine Gastgeberin dort: Ich würde gern Verwandtschaft treffen.

Schlaf gut.

PLÜSCHOHR

Zwei Tage vor dem Abflug nach Johannesburg sagt ein Freund, der vor wenigen Jahren dort gewesen ist, zu mir: Denk dran, sobald du das Gefühl hast, hier stimmt was nicht, - ab ins Taxi. Zur Not versteck dein Fluchtgeld im hochgerollten Hemdsärmel. Und denk dran, wenn jemand kommt und dich überfällt, spiel nicht den Helden. Geh auch abends nicht allein raus, um dir am Büdchen noch ein Bier zu kaufen, hör dir vor der Abreise im Netz die Musik von „Die Antwoord“ an und besorg dir Fotobücher von Roger Ballen, um dich auf das einzustimmen, was in Südafrika auf dich wartet. Das ist nämlich nicht so ein braver Kunstkram, wie hier bei uns, das ist dort unten richtig roh und grob und gefährlich. Ich habe am Telefon genickt, was der Freund der guten Ratschläge nicht sah, habe zwei Hemden von meinem Mann eingepackt, um täglich die Ärmel aufrollen zu können, - im Angesicht des Abenteuers Südafrika. Ich habe gegoogelt und sah, dass sich die Musikgruppe „Antwoord“ tatsächlich mit zwei „O“ schreibt und ihr Video „Baby on fire“ für einige Benutzer als „nicht angemessen“ angekündigt wird. Es zeigt sechs Minuten lang eine

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Afrikaans Familie mit gelbem Haar, weißhäutig wie ungebackene Brötchen, obszön im Umgang miteinander und in einer armen, von der Sonne ausgebleichten Gegend hausend, wo man wenig Vergnügen hat, außer man treibt es wild gleich nach dem Tischgebet, egal ob im Auto, im aufblasbaren Pool oder im Bett. Auch die dunklen, verstörenden Fotos von Roger Ballen, der in New York geboren und seit den siebziger Jahren in Johannesburg ansässig ist, sind kein Schlafmittel an so einem Tag vor dem Abflug nach Johannesburg. Im Gegenteil, ich träumte in der Nacht vor der Reise von Pitbull Terriern, die schwitzende Männer in Tiefgaragen hinter sich her zerren, und Tauben, die auf mich scheißen. Sei kein Westberliner Plüschohr, sagte im Traum die Stimme des Freundes der guten Ratschläge zu mir, und wenn dir alles zuviel wird, fahr in den Krüger Nationalpark, wo Touristen wie du beim Anblick von laufenden Giraffen garantiert weinen.

Am übernächsten Morgen stieg ich in Johannesburg aus dem Flieger, zusammen mit Gruppen von Safari-Rentnern in khakifarbener Kleidung. Bei der Einreise fragte die schwarze Schönheit in Uniform und mit Goldturban nichts, verglich nicht einmal mein Gesicht mit dem Foto im Dokument, bevor sie den Reisepass stempelte. Ihre lange, schmale Hand winkte mich nach kaum zehn Herzschlägen durch, - ins Abenteuer. Meine Gastgeberin holte mich ab. Sie wohnt in Melville. Das ist ein hipper Stadtteil, der am Meer zu liegen scheint, obwohl die Wasser des Atlantiks und des indischen Ozeans Hunderte von Kilometern entfernt sind. Es gibt hier im Viertel Bed- & Breakfast-Angebote hinter hübsch verwilderten Gärten, Bars, Cafés, Stände mit Tieren aus bunten Perlen und viele grüne Plastikstühle vor hohen Mauern mit Kronen aus elektrischen Zäunen und einzelne Stühle auf dem Gehweg, auf denen nur Sicherheitsmänner sitzen. Manchmal rauchen sie Haschisch, Marihuana oder sonst was, manchmal schlafen sie, oft grüßen sie, auch Fremde und Weiße, sobald ein Blickkontakt entstanden ist. Dieses Melville, fast im Zentrum von Johannesburg, ist ein Quartier für Künstler und Leute, die nicht arm sind. Früher war der Stadtteil ein Viertel für arme, weiße Eisenbahnarbeiter.

Als ich mit meiner Gastgeberin in ihrem Viertel ankomme, umgibt uns eine laue Luft. Es ist ein später Spätsommertag, auf den bald schon im April zwei Wochen Herbst folgen sollen, bis es im Mai dann Winter wird. Grillen zirpen noch, während sich hier das Tor zur Hausauffahrt automatisch öffnet. Zuhause, elf Flugstunden entfernt, haben sich die ersten Tulpen aus der winterharten Erde gewagt, bevor ein letzter Frost sie doch noch erwischen wird. Ein Hund im Nachbarhaus kläfft, hoch und hell, ein kleiner Hund, der Stimme nach zu urteilen. Meine

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Gastgeberin zeigt mir mein Zimmer, im Cottage, unten im Garten, wo eigentlich das Personal wohnt. Eine farbige Frau, schwanger unter ihrem engen Tigerrock und dem grün fluoreszierenden Fußball T-Shirt, streicht gerade meine Bettdecke in satten, dunklen Farben glatt. Die Fenster sind vergittert. Die Frau heißt Precious, hat früher selbst in diesem Dienstbotenzimmer gewohnt, erfahre ich, hat in ihrer Freizeit dort Fernsehen geschaut, Hühnchen mit Pap - einer Sättigungsbeilage, die so klingt wie sie schmeckt - gegessen, oder die Bibel gelesen, bis sie vor zehn Jahren einen Prediger aus Alexandra geheiratet hat. Alexa, erfahre ich, das ist die größte Township hier, völlig überbevölkert, und die meisten dort sind arm. Da fährt deine Precious also heute Nachmittag wieder hin. Und zurück, frage ich. Wenn man dorthin gehört, mag man es dort, erfahre ich. Und wenn man nicht dorthin gehört, frage ich, kann ich eigentlich auch da hin, wenn ich zuvor mein Geld im aufgerollten Hemdesärmel von meinem Mann verstecke und mich ganz unauffällig bewege? Meine Gastgeberin schaut mich an:

Besser nicht, oder hast du es gern elend, auch wenn die Fassade bunt ist?

In meiner ersten Nacht in Melville/Johannesburg hinter meinen vergitterten Fenstern träume ich, dass der Hund nebenan, der mit der hellen Stimme, sich erhängt hat. Als ich am Morgen von dem Traum erzähle, erfahre ich, dass der Hund in meinem Traum nicht der erste wäre. Hier in der Straße haben sich schon so einige erhängt.

SCHWARZE FERSE

Entweder man ist gut ausgedreht, oder man hat schöne Füße, Füße wie ein Pfeil, sagt Tumi Ein Tänzer muss einen Spann haben, der ihm die Tür zu fast jeder Ballettcompany öffnet, sagt Tumi Tumi ist nicht Theoretiker, sondern selber Tänzer. Er mag Thesen, wenn sie gewagt sind oder mystisch. Die Achillesferse von schwarzen Menschen aber, sagt Tumi, verläuft so, dass sie beim klassischen Tanz nicht vorschriftsmäßig ihre Füße strecken oder spitzen oder pointen können wie Weiße. Er zerrt am Unterschenkel der Kollegin Daniela aus Chile herum, die auf Einladung meiner Gastgeberin im Dienstbotenzimmer neben mir wohnt. Auch sie war wie ich auf der Folkwangschule. Auch an ihr will Tumi beweisen, dass seine These stimmt. Daniela lächelt. Negerpüppchen eben, sagt sie, spitzt den Fuß und schaut mich an.

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Negerpüppchen war ihr Spitzname, als ihre Eltern, Exilchilenen, mit ihr für eine Zeit in Frankfurt/Oder, Grenzstadt der DDR, lebten, erklärt sie Tumi und mir.

Quatsch Negerpüppchen, Quatsch schwarze Ferse, sage ich. Dass du keinen schönen Spann hast, lieber Tumi, liegt daran, dass du ein Mann bist. Männer haben fast immer konturlose Füße - im Gegensatz zu Frauen. Schau dir einfach Danielas Fuß mal genauer an.

Ist das so? fragt Tumi.

Das ist so, sage ich. Und ändern lässt sich das erst, nachdem du es akzeptiert hast.

Das mit den Füßen, fragt Tumi.

Alles, sage ich.

T. lacht und holt sein Auto.

Heute, Sonntag, fährt Tumi mit mir und Daniela zu dem Haus, wo er in Soweto geboren und aufgewachsen ist. In Soweto. Auf dem Weg zu seiner Großmutter von Bezirk 9 zu Bezirk 1 ist er als sechzehnjähriger fünf Zulumännern begegnet. Ein Tritt, ein Stiefel im Gesicht, und er fiel rücklings auf eine Leiche. Dem Lynchmord durch einen Autoreifen, der auch ihn das Leben gekostet hätte, entkam er nur knapp. Necklacing heißt diese Hinrichtung. Der Reifen wird dem Opfer um den Hals gehängt, mit Benzin übergossen und angezündet. Gummi und Körper werden zu einer einzigen brennenden Masse, die kaum noch gelöscht werden kann. Die Zulumänner hatten den Verdacht, dass Tumi schuld sei am Tod einer ihrer Männer, der die Leiche war, die unter ihm lag. Außerdem trug Tumi ihrer Meinung nach das falsche T-Shirt. NAC stand darauf, aber ANC, African National Congress, lasen sie im blinden Eifer und in blinder Eile und schlugen als Mitglieder ihrer Zulu-Gegenpartei IFP hart zu.

Seine Geschichte erzählt Tumi auf dem Weg zu seiner Mutter im 9. Bezirk von Soweto, wo sie sieben Kinder bekommen hat, vier sind tot. Sie lebt noch immer mit einem Sohn und einer Tochter und deren Kindern in dem Haus aus Tumis Kindheit. Es gibt eine Küche und zwei Zimmer, in denen sie früher zu neunt gelebt haben. Tumi schläft noch immer gern hier, wenn er auf Besuch ist. Er könnte auch nach Hause fahren, aber die Gründe, hier gern zu bleiben, haben sich offenbar noch lange nicht aufgebraucht. Die Mutter ist es, die uns ins Leben führt und füttert, sagt er, der Vater ist es, der uns die Identität gibt.

Identität?

Soll ich jetzt Tumi einfach fragen: Was ist denn in dem Paket Identität, das dein Vater dir mitgegeben hat?

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Denn Identität und Transformation. Trauma und Versöhnung sind die Stichworte für meinen Schreibauftrag hier. Deswegen bin ich zu dem Projekt hier nach Südafrika eingeladen worden. Ich soll schauen, was mir ins Netz geht, wenn ich die Begriffe Identität, Transformation, Trauma und Versöhnung über einem fremden Alltag in Johannesburg ausspanne. Also was sichtbar wird, für mich, die ganz woanders ein Leben führt, das hier nicht her gehört. Ich, das ist in Südafrika eine Fremde, die nur Irrtümer und schiefe Bilder produzieren wird, wenn sie das Erlebte und Gesehene zu Literatur machen soll, will, muss. Ich werde die bleiben, die für ein paar Wochen am Rand steht, staunt und darüber die Frage vergisst, ob ein Mensch, der schwarz ist, einem Menschen der weiß ist, verzeihen kann, was während der Apartheid geschah. Und ob ein Mensch überhaupt einem anderen verzeihen kann, welcher gar nicht groß daran interessiert ist, dass ihm verziehen wird.

Tumis Fahrertür schlägt zu. Die Mutter winkt. Bruder und Nichte stehen daneben. Das Mädchen streckt den Bauch raus.

Als ich klein war, hatten wir im Haus einen Hund. Den habe ich Tanz genannt, sagt Tumi. Typisch Tänzer, sage ich.

Den richtigen Moment, meine Frage nach seinem Identitätspaket zu stellen, habe ich verpasst. Auf dem Rückweg von Soweto fahren wir vorbei an Schneidern, Schustern, Friseuren und dürftigen Obstständen unter dürftigen Unterständen am Straßenrand. Es ist staubig, heiß und belebt. Wir fahren an diesem Sonntag vorbei an Gruppen von Kirchgängern in den farbigen Uniformen ihrer Zugehörigkeit. Die Katholiken tragen Lila, die Gläubigen aus Zimbabwe, die ihre Messen im Freien unter Bäumen am Straßenrand abhalten, Weiß. Eine ältere Frau mit Lockenwicklern läuft uns fast vor das Auto. Tumi zeigt auf die Lockenwickler in ihrem Haar, dicke Dinger, wie sie meine Mutter noch benutzt hat, um ihr Haare für besondere Anlässe in angestrengte Frisuren mit Schwung zu verwandeln. Tumi lacht, als ich von meiner Mutter erzähle, die mir auch ein Stück weit den Weg ins Leben gezeigt haben mag. Hier in Afrika, sagt er, ist so eine Haarverwandlung existentiell und nicht nur modische wie bei euch, sagt er. Ob ein Mensch als schwarz oder weiß galt, hat während der Apartheid ein Bleistift entscheiden können. Blieb er vor dem Behördenschreibtisch im Kraushaar stecken, war man schwarz. Fiel er, galt man als weiß. Ich denke an die schwarzen Kassiererinnen im Supermarkt, deren Haare mir gleich am ersten Tag auffielen. Entweder sie waren raspelkurz oder mit Brenneisen geglättet.

Beim Heimkommen an dem Sonntagabend frage ich auf der sanft beleuchteten Terrasse meiner Gastgeberin die alte Dame von nebenan - eine ehemalige Siemensmitarbeiterin, die seit 1976 in Melville wohnt - ob sie eigentlich auch einschneidende Erfahrungen mit der Apartheid gemacht habe. Nein, sagte sie, ich gar nicht, nur mein Mann. Der ist einmal im Hausflur überfallen worden. Davon war er noch wochenlang traumatisiert.

Trauma, schaue ich später im Bett nach, heißt in Afrikaans auch Trauma. In Zulu, der Sprache, die Tumi hier meistens mit seinen Leuten spricht, heißt Trauma ukhulukomezeka, und Identität heißt ungubani. Tanz heißt in Afrikaans Dans. Umdanzo ist das Zuluwort dafür. Und: Den Hund habe ich Tanz genannt, hat Tumi am Nachmittag gesagt.

Typische Tänzeridentität.

TANZ



▶ 1:30

<https://www.youtube.com/watch?v=xmTv-0oDfq8>

Wir fahren über die Nelson Mandela Brücke nach Newtown. Dort sind wir verabredet für ein Showing bei Moving into Dance. Moving into Dance Mophatong ist die erste Schule für zeitgenössischen Tanz in Südafrika. Die Akademie arbeitet mit dem Vokabular des afrikanischen und des internationalen modernen Tanzes. Die Idee zu dieser Schule stammt aus den siebziger Jahren. Schon damals hatte sie sich die Aufgabe gestellt, Jugendliche von der Straße zu holen und - mittels Tanzausbildung - auf einem besseren Weg ins Leben zu schicken. Wer im Probenraum hoch springen kann, kann auch in der Gesellschaft aufsteigen, oder? Ja, man kann sich selber zwischen sich und seine Herkunft schieben. Man kann es schaffen, dass man gern lebt bis zum Schluss.

Sie könnten Tumis, meine und sogar auch Danielas Kinder sein, diese vierzig Studenten, denen wir an diesem Montag begegnen. Alle sind sie nach der Apartheid geboren. In der

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Akademie bekommen sie Kost, Logis, Kleidung und werden nicht nur für die Bühne, sondern auch auf den Betrieb dort vorbereitet. Ich schaue aus dem Fenster. Ich bin in meinem Heimatort am Rand des Ruhrgebiets im Ballett gelandet, weil meine beste Freundin dorthin ging. In meinen Augen war das Mädchen etwas Besseres. Ich will so sein wie sie, habe ich damals gedacht. Tumi, dessen Augen ich im Innenspiegel sehe, hat seine Tanzausbildung nach der traumatischen Erfahrung mit den Zulumännern begonnen. Ein Onkel hat ihn von der Straße und in den geschützten Raum seiner Ballettschule geholt. Die Mädchen, die mit ihm in einer Klasse trainierten, waren unerreichbare Prinzessinnen in Rosa für ihn. Ich will für immer in ihrer Nähe sein, hat er damals gedacht. Wir beide, Tumi und ich, sind vor vielen Jahren im gleichen Tanzensemble des Theaters Köln gelandet, ich für kurz Zeit, Tumi für länger.

Er fährt auf den Parkplatz der Tanzakademie. Ab jetzt redest du, sagt er, ich bin schüchtern. Ich auch, sagt Daniela.

Alle Tänzer sind schüchtern, sage ich.

ICH

Zwischen 1984 und 1998 leitete ich – nach einer abgebrochenen Tanzausbildung an der Folkwangschule/Essen - in Berlin das Tanztheater Skoronel, ein Ensemble von zehn bis zwölf Leuten in ständig wechselnde Probenräume mit zwei bis drei Stücken im Jahr. Wir hatten keine feste Spielstätte, aber viele Aufführungen und Tourneen und eine feste Förderung des Berliner Senats für jeweils zwei Jahre, in denen wir uns für die nächsten zwei bewähren mussten. Die ChefIn war ich. 1989 habe ich angefangen, für das Ensemble eigene Texte zu schreiben. Mitgetanzt habe ich nur noch, wenn jemand wegen Krankheit ausfiel. Die stummen Geschichten von Körpern, deren mehrdeutige, aber auch in sich beschränkte Bewegungssprache haben mir – als sich die Welt im Jahr 1989 so radikal veränderte - als erzählerisches Element plötzlich nicht mehr ausgereicht. Aus montierten Sätzen wurden eigene Textchen, wurden längere Textstücke, und die Arbeit an den Textstücken wollte irgendwann Arbeit an einem Roman sein. Ab 1991 wurde aus dem täglichen Training um

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

10.00 Uhr morgens immer mehr der tägliche Gang an den Schreibtisch, um die gleiche Uhrzeit. Körper und Geist hatten sich an diese schöne Regelmäßigkeit gewöhnt und wollten Ritual und Lebensgefühl auch beim Schreiben beibehalten. Das hat mir, was die Disziplin und Beharrlichkeit angeht, das Leben als Autorin um einiges leichter gemacht. Denn der einsame Schritt zur einsamen Arbeit am einsamen Schreibtisch fällt schwer.

WO KOMME ICH HER/WO GEHE ICH HIN/WER KANN ICH NOCH SEIN, WENN ICH ZURÜCKGEHE?

Das Showing bei Moving into Dance beginnt am frühen Nachmittag. Die Klassen eins, zwei und drei zeigen eigene Choreografien. Das erste Stück heißt Kosoku/Überlandbus. Eine kleine Tänzerin im grauen Overall kämpft mit Energie und wildem Blick an gegen einen einzelnen Spitzenschuh an ihrem linken Fuß. Den zweiten scheint sie bereits verbannt und als Mittel der Zurichtung hinter sich gelassen zu haben. Sie ist eine Khoisan, flüstert mir Tumi zu, das sehe ich sofort. In der Jugend sind die Khoisan alle sehr schön, dann verfallen sie schnell. Die Khoisan, das ist die älteste, heute noch existierende Menschengruppe. Bei Euch nennt man sie übrigens Hottentotten, sagt Tumi.

Zu welchem Stamm gehörst du eigentlich, frage ich zurück.

Er sagt etwas, was ich nicht verstehe.

Layers Beneath Me heißt die nächste Arbeit, ein Duett für einen Mädchenjungen im Kleid und einen zweiten Jungen auf alten Socken, der ein spitzes, sehr waches Gesicht hat. Sie tanzen Verführung und Abstoßung zwischen zwei Männern. Südafrika hat ein Problem mit dem Schwulsein. Das Duett gipfelt in einer Akrobatik auf einem Tisch, der ein Bett sein soll. Die Liebessequenz endet mit einem Sprung zu zweit in den gemeinsamen Abgrund. Beide Jungen schauen mich lange an. Ich lächle. Ja, ich habe verstanden, sage ich schüchtern.

Unspoken Words haben ein junger Mann und eine junge Frau ihren Pas de Deux genannt. Sie tanzen mit einem breiten Streifen Tesa vor dem Mund. Als sie ihn sich gegenseitig herunter reißen, sprechen sie noch immer nicht, aber tanzen weiter. Es folgt: Take a Knee: Ihre Soli haben die beiden jungen Männer ineinander montiert. Die gemeinsame Frage: Wo komm ich her, wo geh ich hin, wer kann ich noch sein, wenn ich zurück gehe? Bleibt mir der Ort, aus

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

dem ich komme, eine Bleibe, wenn ich zu lange fort war? HNO 3, das Stück mit der chemischen Formel für Salpeter im Titel, ist eine dynamische Gruppenchoreografie, die versucht, im Tanz Fragen zu stellen. Lässt sich die Welt noch verändern? Wie sollen wir leben, was sollen wir tun, was sollen wir glauben? Die Choreografin hält einen leidenschaftlichen Monolog, als der Tanz vorbei ist. Die andere hocken schwitzend am Boden, trinken Wasser und nicken: Ja, Wasser, sagt sie, und zeigt auf die Kollegen, Wasser, das wird auch noch so ein Problem werden. In Skulls of my People zeigt ein schüchterner Junge auf zitternden Beinen ein Solo, zu dem er sich zwingen muss. Es erzählt so hilflos wie anrührend vom Völkermord in Namibia/Deutsch-Südwestafrika, wo die Deutschen 1904 den Aufstand der Hereros niederschlugen und damit den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts begingen. Der Junge selber ist aus Angola und katholisch. Seine zwei rutschfesten Socken hat er zusammengerollt in die Mitte geworfen, um mit dieser erbärmlichen Mitte des Raums, die ein Schädel, ein Knoten in der Brust, aber auch Erinnerung an ein Kind sein könnte, das vergewaltigt und vom Dach gestoßen wurde, fängt er auf zittrigen Beinen an zu tanzen. Was willst du ab morgen mit uns arbeiten, fragt er, als wir eine Pause machen. Er zieht seine mehrdeutigen Socken wieder an, und ich fange an zu schwitzen, obwohl ich gar nicht getanzt habe.

Was interessierte dich an uns?

Die Spannung im Raum hat plötzlich Masse und Gewicht.

Mich interessiert nicht, wie du dich bewegst, sondern was dich bewegt, höre ich mich sagen. Ich zitiere so Pina Bausch und bekomme beifälliges Murmeln, erstaunte, neugierige Blicke, dann ein breites, offenes Lächeln von vielen. Der Mädchenjunge im Kleid setzt sich neben mich. Da wollen wir alle mitmachen, sagt er.

Ihr seid sehr viele, sage ich, vielleicht kommen morgen ja nicht mehr alle.

Morgen kommen noch mehr, sagt er, hast du Angst?

Musst du nicht, mischt sie ein anderer Junge ein, den sie Charlie Chaplin nennen. Er hat eine motorische Störung und ist trotzdem oder gerade deswegen in dieser Ausbildung mit dabei. Seine Behinderung vergisst er beim Tanzen. Wer ihm zuschaut, vergisst sie auch.



Draußen vor der Tür rauche ich eine Zigarette mit Mark Hawkin, dem Direktor der Schule, während Tumi das Auto holt, um mit Daniela und mir nach Melville zurückzufahren. Ein Pärchen in Trainingssachen geht vorüber und in den frühen Abend von Newtown hinaus. Klasse zwei und drei, sagt Mark Hawkins und schaut ihnen hinterher. Wir wollen eigentlich nicht, dass die hier untereinander Sex haben. Eine Ratte läuft vorüber. Er macht Rammelbewegungen. Aber Gefühle kann man eben nicht verbieten, sagt er.

PIKADILLI

Hier Melville, fast im Herzen von Johannesburg, flattert von früh bis spät ein kleiner Vogel gegen die vergitterten Fenster, seitdem ich hier bin. Gegen das Glas pickt und pickt er, als wolle er ins Zimmer hinein. Pikadilli haben wir ihn genannt und fragen uns, ob er sein vogelfreies Unter-dem-Himmel-Sein als Gefängnis empfindet, aus dem er fliehen will, zu uns, ins geschützte Haus. Vielleicht, so denke ich, hat dieser Vogel auch einen Vogel, ist verrückt und einsam, so ohne Gefährtin, und hat sich deswegen in meine Gastgeberin verliebt. Die aber ist zu groß für ihn und passt in kein Nest. Außerdem ist sie so weißhäutig wie ich, dass ich

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

mir wünschte, sie und ich, wir zögen in den schwarzen Stadtteilen wie Hillbrow oder Downtown trotz 38 Grad auch im Auto die Jacken über, wenn wir mit geschlossenen Fenstern durch diese Viertel fahren und jeder aus dem Menschengewimmel vor der Kühlerhaube uns zu sehen scheint, ja wach, abwartend, ernst uns wahrgenommen hat, ohne direkt in unsere Gesichter geschaut zu haben.



Warum wir überhaupt Downtown gefahren sind? Auf dem Gandhi-Square wollten wir Mahatmas Denkmal besichtigen, und danach in Hillbrow den Ponte Tower, jenes höchste Mietshaus Südafrikas aus dem Jahr 1976, 173 Meter hoch mit 485 Appartements, - ursprünglich nur für Weiße. Mit dem Ende der Apartheid wurde der Ponte Tower zum vertikalen Slum, Megabordell und Drogenumschlagplatz, in dessen Lichtschacht der Müll sich fünf Stockwerke hoch stapelte. Jetzt ist der Tower ein Beispiel für ein neues Johannesburg, in dem sich die Welt nicht mehr in Shoppingmalls für Weiße und Ghettos für Schwarze trennen soll. Trotzdem, außerhalb unseres Autos sehen wir in Hillbrow zwischen hunderten von schwarzen selten nur einen weißen Menschen, in Begleitung eines schwarzen. Ist das eine zweite Apartheid, die mit der Zeit und nicht durch Gesetze entstanden ist? Die

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

erste Apartheid begann 1948. Apartheid bedeutet auf Afrikaans Trennung. Menschen mit weißer Hautfarbe besaßen die Vorherrschaft über alle anderen Rassen, bis dieses Unrecht 1994 ein Ende fand, als Nelson Mandela seine vier Quadratmeter-Zelle auf Robben Island verließ und der erste schwarze Präsident des Landes werden konnte. Leider war er da schon ziemlich alt. Bis zu diesem Jahr der Wende wurde ein Kind aus der Verbindung zwischen einem weißen Mann und einer schwarzen Frau seinen Eltern weggenommen und in ein Waisenhaus gesteckt. War das Kind aber von einem schwarzen Mann und einer weißen Frau, wurde der Mann hingerichtet. Wenn ich das höre, weiß ich nicht, ob ich – wie der Freund der guten Ratschläge in Deutschland mir am Telefon prophezeite - beim Anblick von springenden Giraffen im Krüger Nationalpark weinen soll, oder ob es nicht ganz andere Gründe zum Aufheulen gibt....

Darf ich denn nicht kurz mal hier stehen und mich ausruhen?

An diesem Mittwoch regnet es Katzen und Hunde, wie man in England so sagt, und die Vögel in den Bäumen von Melville meckern und schimpfen über das herbstliche Wetter, dass es sich fast wie eine eigene Sprache anhörte. Ich warte auf ein Taxi zur Tanzakademie und sehe am vergitterten Seiteneingang einen Mann.

Warten Sie auf jemanden?

Er sagt, nein, wieso, darf ich denn nicht kurz mal hier stehen und mich ausruhen?

Ich sage, Entschuldigung, ich dachte, Sie sind der, der uns abholen kommt.

Da kommt der Mann mit dem Kopf näher an die Stäbe heran. Seine Stimme ist nicht mehr zornig, nicht beleidigt, und das Gesicht strahlt, als er jetzt sagt, ach so, Ma'am, der bin ich nicht. Sein Lächeln zeigt zwei Goldzähne, und wir beide wissen, er hat mich missverstanden, hat gedacht, ich, weiße Ma'am, will ihn, schwarzen Kerl, wegscheuchen, weil er verdächtig nah an mein Haus herangekommen ist.

Shap Shap, - alles gut, alles klar!

Das bestellte Taxi kommt und bringt mich zur Tanzakademie nach Newtown. Ach

Deutschland, sagt der Taxifahrer, ach Bismarck, fügt er an. Von dem hat er in der Schule

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

gehört. Prima Kerl, dieser Bismarck, sagt er, so wie unser Shaka, der die Zulus mächtig gemacht hat. Sind Sie Zulu?

Yeah, strahlt er und schleicht weiter durch den Stau über der Mandelabrücke.

Umdanza, sage ich.

Er reagiert nicht und sagt, Bismarck, Shaka, Hitler, drei gute Leute, sagt er, auch wenn Hitler Juden umgebracht hat. Ja, sage ich, sechs Millionen. Oh, das ist eine Menge, sagt er, und ich sage, dieser Shaka Zulu, der vor über zweihundert Jahren die Zulus so groß gemacht hat, hat der nicht auch zwölf Jungfrauen lebendig mit der Asche seiner Mutter beerdigt, damit die nicht so allein unter der Erde liegt? Der Taxifahrer lacht. Was macht man als Mann nicht alles, damit eine Frau sich wohlfühlt, sagt er. Und dieser Shaka, ist der am Ende nicht von seinen eigenen Brüdern tot getrampelt worden? Der Taxifahrer lacht wieder, dann verebbt das Lachen, und er fügt an, Kinder hatte er auch nicht, unser Shaka, aus Angst vor Konkurrenz. Ist das so, frage ich und schaue ihn von der Seite an. Wenn ich jetzt eine Antwort bekomme, ist das keine, ahne ich. Nach ein paar Tagen Hiersein, ist mir auch dies aufgefallen: Selbst wenn ich auf eine Frage eine Antwort bekomme, ernsthaft und auch zwei oder drei Sätze lang, bleibt danach die Welt noch rätselhafter zurück als sie vor der Frage war. Wichtig ist nicht die Information, sondern das Gefühl, das der Sprechende beim Antworten hat, ein Gefühl, das sich als eine gemeinsame Atmosphäre auf den Zuhörenden übertragen soll. Die Welt wird nicht geklärt, sie will gelebt werden, mit all ihren Unwägbarkeiten und Geheimnissen.

Ist das wirklich so?

Höflich verabschiede ich mich vom Taxifahrer, dem Fan von Shaka, Bismarck und Hitler. Die Zukunft gehört den Frauen, sagt er noch, bevor ich die Tür zuschlage. Wer erklärt mir Dummen hier die Welt, eine Welt, die ich eigentlich nur erraten kann, weil ich Bücher lese und manchmal ins Kino gehe?

***Für Menschen sind Lebensläufe die Behausung, wenn draußen
Krise herrscht***

Als ich bei Moving into Dance ankomme, sind alle vierzig Studierenden da und haben noch vier weitere mitgebracht. Erschöpft vom Training am Vormittag essen sie Nüsse. Ein Junge, einer von den ganz kleinen und zarten, umarmt mich auf dem Gang. Nein, ich werde hier nicht sprechen über die Apartheid, sondern nach dem WOHER und WOHIN ihres Lebens fragen.

Woher kommst du, wohin willst du?

Auf dem Weg dazwischen, willst du da immer nur springen und drehen oder auch einmal nur ruhig gehen?

Wieviele Sprünge und Drehungen, wie viel Disziplin und Beharrlichkeit musst du zwischen dich und deine Herkunft schieben?

Wie schaffst du es, in diesem Raum hier den Raum für ein Später zu ertanzen, die Zukunft unverletzt zu lassen von der Vergangenheit?

Ich schaue die Studierenden an. Eine Art freundlicher Diszipliniertheit beherrscht den Raum, gepaart mit Schüchternheit, die, sobald dieser Raum hier Bühne wird, umschlagen kann in einen gefährlichen Charme, in eine Direktheit und Unbekümmertheit, welche helfen soll bei der Suche nach dem eigenen Können, der eigenen Identität?

Ich schaue die Studierenden an. So ein Körper, weiß ich längst, ist ein Speicher der persönlichen Erfahrungen, der Ethnizität und auch der Identität. Das Ich ist eine hybride, fragile Behauptung, immer, egal wo. Hier, in Südafrika aber hat das Ich noch eine Variante oder Wendung mehr. Es hat sich festgeschrieben über Kolonialisierung und Apartheid im Nicht-Eigenen. Der Tanz mag eine Befreiung sein. Die täglichen Rituale während der Ausbildung können Agenten der eigenen Autonomie werden. Jeden Morgen im gleichen Ablauf das Immergleiche trainieren, jeden Morgen die immergleiche Gemeinschaft/Company treffen hat etwas Tröstliches. Das Immergleiche kann das Schönste und das Tanztraining ein Überlebenstraining für später sein.

Ich stelle drei Stühle hin.



Stell dich selber vor, sage ich. Aber nicht aus deiner eigenen Perspektive, sondern such dir eine Person, die dir nah ist und aus ihrer Perspektive auf dich über dich spricht. Dabei interessieren mich jetzt nicht deine Schuhgröße, deine Schulabschlüsse, sondern etwas, das wichtig ist an dir, für dich, für andere, wenn sie mit dir zusammen sind.

Immer im Trio macht ihr das, schlage ich vor, wobei zwei von euch aktiv Zuhörende sind, während der dritte erzählt. Dann Wechsel. Und Zuhören ist übrigens eine besondere Energie, sage ich, die demjenigen hilft, der im Focus steht. Das gilt im Leben wie auf der Bühne, sage ich. Dass nicht zwei an den Socken herumfummeln, während ein dritter versucht, von sich zu erzählen. Fällt es euch leichter in die Person zu gehen, die euch vorstellt, wenn ihr zuvor in den Spiegel schaut? Ja, sagt der Mädchenjunge, es macht den Übergang leichter, wenn ich zuvor nochmals sehe, worüber ich reden soll.

Die Vorstellung der eigenen Person aus der Perspektive eines Freundes oder eines Verwandten sind unterschiedlich. Die einen sind authentisch. Die anderen sind auf heitere Reaktionen aus. Ein Mädchen, coloured und vermutlich auch Khoisan - eine echte

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Hottentottenschönheit also, hätte ein Burengeneral wohl gesagt – wählt die Perspektive ihrer Mutter, um über sich selber zu sprechen. Wählt eine wunderbar blaue Distanz, anders kann ich es nicht sagen. Ich bin die hellhäutigste in meiner Familie, und das hat mit einem Familiengeheimnis zu tun, sagt sie.

Alle hören gebannt zu. Jemand weint. Ich werde mein Solo von Montag verändern, wird das Mädchen später zu mir sagen. Ich habe soeben ausgesprochen, was ich im Tanz noch nicht gefunden hatte.

Was ist euch aufgefallen, frage ich am Ende dieses Tages, wenn ihr versucht, die Körpersprache des Erzählenden zu beschreiben?

Sie sind sich einige: Hat ein Freund sie vorgestellt, waren Erzählen und Körpersprache frei, witzig, liebevoll, blieben viel Luft und Raum. Stellte aber ein Familienmitglied vor, wurde es hölzern, eng, hart, todernt, sagt er Mädchenjunge.

Seid ihr einverstanden, wenn wir an der Stelle beim nächsten Mal weiter machen, frage ich. Unbedingt, sagen sie, öffnen die Fenster und ziehen sich mit jetzt Chipstüten und Apfelschnitzen zurück.

Manche, sehe ich, schreiben sich etwas auf.

Was?

Ein Familiengeheimnis? Wunschbilder, Enttäuschungen, Ängste, Erfahrungen mit Zurückweisungen, Alkohol, Drogen und Tod, Erfahrungen mit dem Schüchternsein und wie dieses mit Chuzpe überwunden werden kann?



Reconciliation® der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

WERNER, MARGRET UND EIN MUSICAL

Samstagabend. Wir kommen aus der deutschen Latter Rain Community oder Mission zurück, wo weiße Gläubige sich in Bredell - nicht weit vom Flughafen - eine Art Fort, eine saubere Befestigung, eine feste Burg für ihren Gott um eine Kirche herum gezimmert haben, die auch im Schwarzwald stehen könnte. Hier ist niemand arbeitslos, und Strom und befestigte Straßen und saubere Gartenanlagen und saubere Wohnheime für Jugendliche, die sich in der Bibel unterweisen lassen, gibt es auch. Ein freundlicher, blauäugiger Mann namens Werner (87), der blanke Schuhe an sich und anderen über alles schätzt, und seine schwäbische Frau Margret (76) in ihrem himmelblauen, geschlossenen, wadenlangen Kostüm, an dem ihre Religionsgemeinschaft erkennbar ist, empfangen uns strahlend und mit Gitarre. Zwei alte Kinder, denke ich, und die singen uns zur Begrüßung ein Lied, in dem eigentlich nur Gott vorkommt, ein Gott, der vielleicht auch die Sache mit der Apartheid so gewollt hat. Sonst wäre sie ja nicht passiert, die Apartheid. Der Mensch an sich, das sagt nicht nur Gott, sondern auch Werner, ist unschuldig durch Gottes Gnaden. Werner ist ein offener Mensch, vielleicht, weil er so ahnungslos und behütet in seiner Mission lebt, die nicht nur ein Ort, sondern auch ein Auftrag für ihn ist. Werner sagt, er empfinde sogar eine gewisse Verbundenheit mit den Schwarzen. Trifft er jemanden auf der Straße und wird mit dem üblichen Gruß *how are you* angesprochen, so wie jeder hier grüßt und fragt, ohne ernsthaftes Interesse am aktuellen Befinden des Gegenübers zu haben, so antwortet Werner in seinen blanken Schuhen, *fine, by the grace of Good, thank you*, antwortet dann der andere, wenn er schwarz ist. Ein Funke, Gottes Funke, ist in dem Moment übergesprungen, sagt Werner, er und ich haben einander als Gläubige des einen Gottes erkannt. Für die Schwarzen, sagt Werner, ist der Glaube ebenso wichtig wie für mich. Da sind wir Brüder. Aber sehr ungleiche Brüder, denke ich, denn ist Werners Glaube nicht eher naive Frömmigkeit in einem geschützten Raum, einem behüteten Leben am Rand der Welt, die in seiner Vorstellung vielleicht sogar noch eine Scheibe ist, und Gottes Hand hält ihn, immer wenn er abstürzen könnte, ins All, ins Nichts, in eine dortige Kälte. Ach, wir wissen doch nicht viel von der Welt und sind froh, dass ihr heute zu Besuch gekommen seid, sagt Werner in einem stillen Moment zu mir, als könnte er Gedanken lesen. Und plötzlich mag ich ihn.

Die Mission gegründet hat eine Mara Frazer, genannt Mama Frazer, die 1927 nach langem Fasten im Kreise weniger Frauen eine Erleuchtung hatte und eine charismatische Gemeinde um sich scharte, autark auf eine Weise wie die Amish People in den USA und Kanada. Gott gibt, Gott nimmt, was Gott tut, das ist wohlgetan. So früh schon eingeschworen, haben Werner und Margret auch 1955 auf Wunsch von Gott geheiratet. Sie sind kinderlos geblieben, was sicher nicht nur an den keusch getrennten Betten in den Schlafzimmern hier liegt. Ist das Zölibat zu zweit, Margret, traue ich mich nicht zu fragen, obwohl zwischen ihr und mir eine schwesterliche Freundlichkeit herrscht, die von ihr ausgeht und mich berührt. Auf dem Weg zur Großküche sagt sie, dass sie gerade eine Ausbildung zur Therapeutin macht, in der sie andere lehrt, Kummer, Schuld, Bitternis und Verzweiflung wie ein beschmutztes Kleid auszuziehen und hinter das Kreuz von Jesus Christus zu werfen. Er nimmt alle Schuld auf sich, sagt sie, auch deine. Du hast auch schon einiges durchgemacht, auch wegen deiner Vorfahren, das spüre ich. Ich nicke, bin befremdet. Sie, so blauäugig, redet wie auch dunkelhäutige Heilerinnen hier reden, und ich denke, was ist das nur für eine Frau. Nein, sie ist mehr Wesen als Frau.

Gern hätte ich die blauäugige Margret mitgenommen in das Musical THE COLOUR PURPLE , das ich gestern, am Freitag, im Joburg Theatre in Braamfontein sah. Denn da wird, was eine Frau sein, leiden und leben kann, mit Musik, Tanz und Gesang, ja mit all den bekannten, auf den ersten Blick oberflächlichen Mitteln eines Musicals präsentiert. Der Inhalt: Eine Tochter (14) wird schwanger vom Vater, der die neugeborenen Zwillinge weggibt und die Tochter an einen Mann abschiebt, der trinkt, sie schlägt, und nachts so auf ihr liegt, dass es auch eine graue Katze sein könnte, die unter ihm still hält. Sie aber glaubt an Gott. Die Exfrau ihres Mannes, eine Nachtclubsängerin, freizügig, sehr selbstbewusst, sehr lebens- und liebeshungrig, kommt ins Haus zurück. Ehefrau 1 und Ehefrau 2 fangen ein Verhältnis an. (Was wohl Margret dazu gesagt hätte?) Beide Frauen glauben an die Liebe, ihre Liebe. Das Publikum geht mit wie beim Kasperletheater. Es staunt, ruft kollektiv ohhhhhh, wenn von Missbrauch und lesbischer Beziehung die Rede ist. Es singt mit und lässt die Arme tanzen, wenn die Melodie oder ein frecher Dialog besonders gut gefallen. Theater muss wie Fußball sein, habe ich in den Achtzigern einmal im Studium gehört und lange nach einer Aufführung gesucht, die auch so ist. Ja, dieses Musical THE COLOUR PURPLE schafft es, auf einer Bühne, auf der die Laubsägearbeiten bei heftigen Aktionen nur so wackeln, dass keiner im

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Zuschauerraum auf die Uhr schaut, aber fast jeder (vielleicht sogar auch Margret) beim Hinausgehen sagen würde: Das war ja aber besser als Theater.

KONTAKT. ABER. IMPROVISIERT

Heute fehlen zwei von den Tanzstudierenden in Newtown. Auch das Mädchen, das vom Familiengeheimnis sprach ...

Kontaktimprovisation, kennt ihr das, frage ich, während sie im Kreis um mich herum stehen.

Nein, sagen sie.

Sie setzen sich und fangen an, sich wie Gummibänder zu dehnen.

Kontaktimprovisation ist keine Akrobatik, sage ich. Es ist zwar auch eine tänzerische, jedoch zugleich eine soziale und spielerische Sache.

Sie dehnen sich weiter. Auch gut, denke ich, Flexibilität kann auch im sozialen Umgang nicht schaden.

Menschen mit ganz unterschiedlichsten Tanzerfahrungen oder auch solche ganz ohne solche können so in einem gemeinsamen Jam-Erlebnis zueinander finden, sage ich. Früher habe ich manchmal Kontaktimprovisationen zu Probenbeginn für eine neue Produktion angesetzt, um Tänzer und Schauspieler in einer gemeinsamen Körpersituation zueinander finden zu lassen. Das war für meine Leute in Berlin damals genauso ungewohnt wie es jetzt - zwanzig Jahre später - für euch hier in Johannesburg sein mag.

Keine Musik, fragt der Mädchenjunge, als wir anfangen. Nein, keine Musik heute, sage ich. Hört einfach auf den Atem.

Tumi und Daniela fangen an. Sie rollen umeinander, mehr oder minder gelungen. Für Tumi, den klassischen Tänzer, ist diese Fortbewegungsart neu. Er streckt immer wieder den Hintern raus, statt wirklich Gewicht abzugeben. Daniela dagegen – konzentriert, streng und schüchtern - ist eine erfahrene Kontaktimprovisationskönigin. Kommt, sagt sie. Die anderen folgen gehorsam, fangen an zu schnaufen und rollen los. Ja, fremd ist im ersten Moment dieses Gewichtabgeben an einen anderen, der zuunterst liegt, kniet, hockt und manchmal steht, um so zu entdecken, wie breit das Spektrum der tänzerischen Bewegungsmöglichkeiten

ist, wenn man zu zweit, wenn man viele ist. Zwei sind acht, würde ich gern sagen, aber lasse es. Denn im Moment sind nicht schönes Sprechen, sondern Absichtslosigkeit und Achtsamkeit gefragt. Sie rollen und klettern umeinander, und das Lächeln wird wieder freier. Je näher sie einander kommen, umso konzentrierter, entspannter und hingebungsvoller werden die Gesichter. Ich erinnere mich an Berlin, damals. So gemeinsam in der Kontaktimprovisation zu arbeiten, war oft den Schauspielern leichter gefallen als den professionellen Tänzern.

Wie war 's, frage ich nach zwei Stunden.

Fremd, sagen sie, es war auch aufregend.

Berührend, sagt der Mädchenjunge und nickt ernst.

Fällt Euch vielleicht ein gemeinsames Bild ein, für das was, vorhin war, als ihr so eins ward in der Bewegungsfolge.

Ein Kopfschütteln. Wie ehrlich, denke ich.

Nur Charlie Chaplin sagt: Doch, ich fand, wir waren ein Bündel Gras im Wind.



© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

POSTKARTEN

Schwierig ist es in Johannesburg, an Postkarten zu bekommen, so dass man – wie früher – aus der Fremde berichten kann, dass es einem gut geht. Die ersten Postkarten habe ich im Museumsshops gefunden, im Apartheidmuseum an der Nationalstraße 1 gleich neben dem Vergnügungspark Gold Reef City, der das Museum mit finanziert, oder im Hector Pietersen Museum in Soweto. Aber auf diesen Karten sind Sprüche, für die gilt, was meine Großmutter gern sagte: Das Gegenteil von gut ist gut gemeint. An unserem zweiten Sonntag in Johannesburg waren Tumi, Daniela und ich übrigens im Hector Pietersen Museum. Tumi fuhr mit uns an jenem Sonntag in das Museum, benannt nach dem zwölfjährigen Hector Pietersen, der bei dem Jugendaufstand gegen die minderwertige Bantu-Erziehung für Schwarze am 16. Juni 1976 in Soweto erschossen wurde. Die Polizei erschoss zuerst dieses Kind und tötete in den Wochen darauf viele, die gegen das rassistische Bildungssystem und das Apartheidsregime überhaupt auf die Straße gingen. Als wir wieder aus dem Museum kamen, sagte Tumi, wir sollten allein weiter gehen, immer geradeaus, nach Soweto hinein. Es werden Kinder kommen, die für euch singen wollen, sagte er. Ich werde zurück singen, sagte ich, und hoffte, es klinge nicht wie „zurückschießen“. Was willst du denn singen? Weihnachtslieder, sagte ich und stimmte „Es ist ein Ros ´ entsprungen“ an. Tumi lachte, sagte auf Deutsch, „Guten Morgen“ und zeigte die Straße hinunter. Da, die Vilakazi Street entlang, sagte er, viel Glück, das ist ein Test, den ihr schon überleben werdet. Aus den Augenwinkeln sah ich, dass sein Auto die ganze Zeit in unserer Nähe blieb, mal knapp hinter, mal ein Stück vor uns. Was sollte sein? Daniela und ich hatten nur die Wasserflaschen und ein wenig Geld in meiner Rocktasche dabei. Was also sollte passieren? Dass wir am Ende keine Angst mehr haben würden, allein - zwei Weiße - durch Orlando in Soweto zu laufen, solange es hell ist? Zwischen dem Haus, in dem Nelson Mandela nach seiner Freilassung 1994 kurz wohnte - am oberen Ende der Vilakazi Street - und dem Wohnhaus von Bischof Desmond Tutu an deren unterem Ende lagen vielleicht fünfhundert Meter Weg, die mit Klamottenständen und Nippesangeboten mehr touristisch als furchteinflößend waren. Am Ende stiegen wir sowieso wieder zu Tumi ins Auto und waren ...



.... gerettet.

ICH SCHREIBE AUCH

Fünf von den Studierenden von Moving into Dance müssen beim nächsten Treffen zum Fotografieren weg. Ich sage zu den Versprengten, die müde und nachdenklich bleiben: *Erinnert euch, was wir bisher probierten. Versucht, den Ort eurer Kindheit, an den ihr euch am besten erinnert, auf zwei Quadratmetern sichtbar zu machen. Eine Person, die euch wichtig ist, tritt darin auf. Lasst sie sprechen oder schweigen. Auf jeden Fall lasst sie sich bewegen. Ihr könnt die Sequenz auch mit einem Gedicht begleiten. Kann man auch singen, fragt ein junger Mann, der - so sagen wenigstens die anderen – sehr gefährlich sein soll wegen seiner großen Reißzähne und seines wilden Barts.*

Aber ja, sage ich, aber gern!

An jenem Vormittag dann stehen Kindheit, Sterben und Lieben in Raum eins und zwei auf jeweils zwei Quadratmetern mit dem Rücken zur Wand und schauen verwundert der

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Darstellung ihres heimlichen Wesens zu. Der junge Mann, der so gefährlich sein soll und sich bisher sehr zurückgehalten hat, fängt an mit einer sexuell aufgeladenen Bewegungsgeschichte. Die Gefahr ist in der Form aufgehoben, das Schweigen in der Bewegungssprache. Am Ende hat er ein verändertes Gesicht. Das Gesicht seiner Mutter? Vielleicht.

Ein Mädchen sagt laut: Jetzt weiß ich auch, warum du schwul geworden bist.

Alle lachen. Er auch.

Der Mädchenjunge, der lieber von der Großmutter als von der Mutter erzählt, hängt in einem Raum ohne Wände Poster auf. So ist das Zimmer da, als Enge auf zwei Quadratmetern, eine Garage, in der er mit seinen Geschwistern lebte. Ein jeder keinen roll-over vom anderen entfernt, zeigt er in einer Bewegungsfolge

Gab es auch Fenster in der Garage, frage ich.

Ja, sagt er, das Fenster war draußen.

Später wird er zu mir sagen: Übrigens, ich schreibe auch.

Oft geht es in den Improvisationen um Essen, weil es um Hunger geht. Es geht um Mütter, die nicht glauben, dass das Kind es in der großen Stadt schafft. Es geht um strenge Tanten, die die Rolle der Mütter einnehmen und um Onkels, die zum Duschen kommen, bevor sie ins Bett von Mutter oder Tante steigen. Es geht um Raumnot, Armut, Stromausfall, Angst und Armut und auch um die Wände, die man vermisst, auch wenn sie dünn und fensterlos waren. Aus dem Ort (place) heraus, von dem sie stammen, finden sie später im Tanz einen Platz (space), wo sich leben lässt. Vielleicht gern. Vielleicht sogar gern bis zum Schluss. Der Junge, der den Genozid an den Herero in Namibia in seinem Solo zum Ausgangspunkt hatte, erzählt von einem Kindheitsort, an dem hauptsächlich der Fernseher wohnte und eine Mutter tagsüber in der Ecke saß. Den Vater gab es nicht mehr. Bevor er den Kindheitsort des Jungen verließ, redete er kaum noch, aber schlug viel um sich. Danach schlug er die Zunge gegen den Gaumen und schnalzte laut. Ich erkenne Bewegungen wieder aus seinem Solo „Skulls ov my People“. Wieder hat er dieses Gesicht, als wolle er die Welt mitnehmen, wenn er einmal stirbt. Das Mädchen, das am ersten Montag vom Familiengeheimnis aus der Perspektive ihrer Mutter erzählte, hat vergessen, was sie an dem Tag gesagt hat. Sie fragt die anderen. In wenigen Sekunden haben sie gemeinsam die Geschichte rekonstruiert. Ich sage, deswegen erzählt man auch. Damit andere die eigene Geschichte teilen und sie für alle eine Erinnerung

wird. Die schlimmsten Katastrophen bekommen beim Erzählen einen Sinn, sage ich, für den, er erzählt und für den, der zuhört.

Sag mal, hattest du eigentlich auch eine traurige Kindheit, fragt Charlie Chaplin.

Klar, jetzt hast du mich aber erwischt, antworte ich

Applaus und Lachen.



Am Abend, zurück in Melvielle, sitze ich an meinem geöffneten, aber vergitterten Fenster. Ich denke an die fensterlose Garage des Mädchenjungen und dann an den Speisesaal, wo Werner und Margret mit ihrer Gemeinde essen. Er hatte breite Fenster an den Längsseiten, aber kam mir trotzdem dunkel vor. Vielleicht ist das aber auch meine Stimmung jetzt, wo ich eigentlich müde genug bin, die große Kurve Richtung Schlaf zu nehmen. So eine Dämmerungsstimmung eben, in der man sich schnell maßlosschalbenallein fühlt, wenn das depressive Gespenst des letzten Lichts ins Zimmer huscht und Stimmen vor dem Haus über die Mauer springen. Sie bleiben nicht am hohen elektrischen Zaun hängen, aber gelangen auch nicht richtig bis zu mir. Es sind schwarze und weiße Stimmen. Wir alle, die dort auf der Straße und ich hier am Fenster, atmen die gleichen Autoabgase ein, die Abgase der freien

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

Der Text entstand 2018 im Rahmen des Projekts „Transformation and Identity, Trauma and Reconciliation“ der Sylt Foundation. || www.syltfoundation.com

Markwirtschaft. Hunde und Vögel sind längst still. Eine regenzerzauste Blütendolde nickt zwischen den Gittern zu mir herein, und ein Blaulicht mit schrillum, hysterisch heulendem Ton wie in den USA fährt oben auf der Hauptstraße. Dann beginnen die Grillen ihr Werben am Anfang eines Winters, in dem bereits Rosen sich um das Außenlicht bei der Auffahrt ranken. Sie sind etwas bleich wegen der Sparbirne. Ja, denke ich in diesem seltsamen Licht oder in diesem seltsamen Moment, bei allen Ess-Störungen, Altersproblemen, Melancholien und Unbedarftheiten gegenüber der Welt, sind Tänzer besondere Menschen. Sie sind Menschen in Bewegung, die die Grenzen von Raum und Zeit testen. Aber das tun Schriftsteller auch. Manchmal. Tänzer ist man lebenslang, Schriftsteller auch, oder? Also ist man lebenslang ein besonderer Mensch, egal, ob man tanzt oder schreibt? Zu tanzen und getanzt zu haben schafft eine Haltung gegenüber dem Leben, eine innere und eine äußere, die keine andere Berufssparte mit den Tanzenden teilt, auch Musiker und Schauspieler nicht. Schriftsteller haben jedoch auch eine Haltung. Eine melancholische? Ja. Und nicht zu vergessen, oft auch eine politische. Vielleicht schwitzen sie nur zu selten. Vielleicht schauen sie zu oft die Ballerinen im Fernsehen an, wie sie nachdenklich auf einem Bein stehend die Zeit durch sich hindurch gehen lassen und ihm, der so verzückt hinstarrt, die Welt erklären – zwischen den Nachrichten.

Safe Safe Safe

Am Wochenende dann hat uns Tumi sein Auto geliehen, und wir haben das gemacht, was wohl die meisten machen, wenn sie nach Südafrika fahren, eine Safari, aber eine auf eigene Faust. Wir sind morgens ganz früh und vor den großen Staus in Johannesburg gute zwei Stunden lang Richtung Pilanesberge gefahren. Nein, nicht Krügerpark und auch nicht Drakensberge. Es mussten die Pilanesberge sein, weil eine meiner schönen Bekanntschaften hier, eine Schriftstellerin, deren letztes Buch davon handelt, dass man auch auf Schlangen schießen kann, und deren deutsche Vorfahren vor zwei Generationen bereits herkamen als Missionare, weil diese Bekannte also, mir von den Pilanesbergen erzählt hat. Sie, Maren Bodenstern, Herausgeberin einer Zeitschrift für missbrauchte Mädchen und zusammen mit ihrem Mann engagiert in einem buddhistischen Retreat für genau diese Mädchen, ist in einem kleinen traurigen Ort namens Hermannsburg (Natal/Zululand/Südafrika) geboren. Ihre Eltern

© Judith Kuckart „Den Hund habe ich Tanz genannt“

waren dort Lehrer, haben sich dafür eingesetzt, während der Apartheid in den Schulen für die schwarzen Kinder unterrichten zu dürfen, die getrennt waren von den Schulen der Weißen. Kurz vor Sun City, einem Klein- Las Vegas mit Casinos, Shows, luxuriösen Hotelanlagen, künstlich angelegte Wasserfällen und Golfplätzen, ist plötzlich die Brille im Auto verschwunden. Die brauche ich aber unbedingt, um all die Tiere auf unserer selbstgestrickten Safari sehen zu können, vor allem die Elefanten, die vom Krügerpark hierher in die neue Umgebung der Pilanesberge umgesiedelt wurden und vielleicht manchmal deswegen noch wütend und unberechenbar und ohne Familien- oder Herdenanschluss sind. Wir halten an einem Einkaufscenter im Nirgendwo und steigen aus. Drei selbst ernannte Parkwächter rufen: Safe, safe, safe, und klopfen auf das Auto. Als ich zum Supermarkt gehe, habe ich zum ersten Mal, seitdem ich in Südafrika bin, das Gefühl, dass es nicht gut ist, sich lange hier aufzuhalten. Ich wünsche mir, die drei Jungens hätten statt auf die Kühlerhaube mir auf die Schulter geklopft und Safe, safe, safe dabei gesagt.

Judith Kuckart, Oktober 2018